

Der Heros und das Genie der Liebe.

Ein junger Mönch wird mit urplötzlicher Gewalt von dem Worte Christi ergriffen: „Ich sende euch wie Lämmer unter die Wölfe.“ Er verläßt sein stilles Kloster mit den sonnigen Terrassen mitten in den Bergen des Friedens, wandert zu Fuß und mühselig wie ein Landstreicher bis zur großen Stadt Berlin, und dort, um den Bahnhof Wedding herum, im düstersten Norden, beginnt er den täglichen Kampf um das tägliche Brot und den noch schwereren Kampf um die helfende und dienende, um die ganz schrankenlose Menschenliebe. Als ungelernter Arbeiter, in niedrigster Tagelöhnerlei, bringt er sich kümmerlich durch, und gleichzeitig trägt er sein hilfreiches, gütiges, sonniges, von göttlichem Licht verklärtes Wesen hinein in eine Welt der Armut, der Roheit und der Sünde. Zynische Weiber, rohe Männer, verächtliche Dirnen, boshafte Kinder — alle spüren sie das Neue wie eine Glocke aus den hohen und vergessenen Himmeln. Und alle horchen sie auf, zuerst lästernd und spottend, dann erschüttert und überwältigt, soweit noch ein heiliges Sehnen, eine edle Regung, ein Kern von Güte in ihnen wohnt, tief vergraben; die ganz Verbostenen aber werden durch seine Liebe nur noch haßerfüllter, sie merken, daß er das Reich der Finsternis, ihr Reich, siegreich zurückdrängt — und so erschlagen sie ihn wutvoll bei Gelegenheit eines Volkstumults.

Diese Geschichte, „eine Legende“, hat Franz Herwig erzählt unter dem Titel: Sankt Sebastian vom Wedding. Wie es auch um den literarischen Wert der Legende stehen mag, die Fabel selbst übt eine seltsam ergreifende, zugleich begeisternde und beunruhigende Wirkung aus. Ein seeleneifriger Priester las sie, brachte das Buch zurück und antwortete auf die Frage, was er dazu sage: „Da kann man nur schweigen mit schamroten Wangen.“ Die Fabel des Stückes! Ist es denn eine Fabel? Hat es noch nie solche Menschen gegeben, die ähnlich wirkten und litten und starben? Menschen der selbstvergessenen, sich selbst schrankenlos opfernden, der absoluten Liebe? Ja es hat solche gegeben, in alten und neuen Zeiten — Vinzenz von Paul, Elisabeth von Thüringen, Peter Claver, Don Bosco sind nur ein paar Namen, die zufällig weithin bekannt wurden; es hat solche Menschen gegeben, in denen alles buchstäblich in Erfüllung ging, was Herwig, der Geschichtenschreiber, da gedichtet hat. Aber es sind ihrer doch nur wenige gewesen, sehr wenige im Verhältnis zu den vielen Mönchen, Priestern, Christen, aus denen die Herde Christi besteht. Aber daß es so wenige waren, das ist nicht die einzige quälende Frage, die da vor uns aufsteht. Ob solche Liebe ein Gebot und eine Pflicht für alle oder ein ganz freier Gnadenberuf ist; ob sie überhaupt klug und lobenswert ist oder ein schwärmerischer Überschwang, ob sie nützlich oder schädlich ist, nicht nur für ihren Träger selbst, der doch meist ihr gemartertes Schlachtopfer wird, sondern für die Menschen selbst, die so geliebt werden sollen, für die im Dunkel und Todesschatten Siggenden? Tut es ihnen gut, hat es überhaupt einen Zweck, sie so zu lieben?

Ungefähr zu gleicher Zeit wie der Märtyrer vom Wedding erschien der neue Roman von Gustav Grenssen: Der Pastor von Poggsee. Auch dieser Pastor entwickelt sich wie Sebastian aus einem Geistlichen, einem Diener des

Altars, immer mehr zu einem Diener der Menschen, des Volkes, zu einem Allberater und Alltröster. Schon sein Vater hatte es im Blute, das Helfenwollen; er konnte kein trauriges Gesicht sehen, er mußte sich immer wieder die Freude verschaffen, die Augen der Menschen strahlend zu machen; so blieb er natürlich sehr arm mit seinem Weibe und seinen vielen Kindern. Der Jüngste von diesen, Adam Barfood, erbte von seinem Vater im wesentlichen nicht mehr als dieses Interesse an Menschen, diese Teilnahme an Menschenschicksal und Menschenleid; unter viel Hunger und Not findet er den Weg durch die Studien; weil er sich immer so vieler Menschen annehmen muß, kann er nicht studieren; er fällt gewiß hoffnungslos durch das Examen, wenn nicht ein gütiger, lebenskundiger Vorgesetzter die Kräfte in ihm entdeckt, die mehr wert sind als Bücherwissen. Er gibt ihm eine Pfarrei, eine der armseligsten freilich, später eine bessere. Aber die Not weicht doch nie von dem Pastor; Ausbeutung durch habgierige, schamlose Verwandte, Verlust durch Brand und Diebstahl! Mit dem Vater leiden schwer Frau Gude und die vier Kinder. Es kommen immer härtere Zeiten, Krieg, Revolution, Verlust der Kinder, äußere Schande. Aber der tapfere Pastor ringt sich immer wieder durch zu einem siegesgewissen Optimismus, der es für sich und seine Schutzbefohlenen immer wieder vermag, die einfallenden Bitterkeiten „in unser Leben aufzunehmen, in unsrer Seele unterzubringen, und zwar so, daß sie uns nicht verbittern“. Dieser Optimismus ist freilich sehr schwach begründet, in mehr Goethescher als christlicher Lebensauffassung, und in physischer Kraft und Heiterkeit, aber er ist doch stark genug (nach Grenssens!), auch die Verzagten der Gemeinde neu zu sammeln und zu ermuntern.

Das ist die Fabel der Grenssenschen Dichtung; ihr Sinn wird freilich nicht so sehr verkörpert in lebendigen Gestalten als vielmehr lehrhaft vorgetragen in predigtartigen Monologen. Und dieser Sinn ist: es gibt eine Höherentwicklung des Menschentums durch Pflege und Bewährung der sittlichen Güte, die ihren Kern im Urgebot der helfenden Menschenliebe hat; sie ist die heiß gesuchte „Antwort auf Not und Gräber, ohne die wir Menschen nicht leben können“. Dieser sittliche Liebeswille, der als Letztes und Wertvollstes alle Rätsel überwinden soll, hat also eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Liebesopfer, das Sankt Sebastian brachte; es sind aber doch sehr bedeutungsvolle Unterschiede zwischen der Liebe des Märtyrers vom Wedding und der Liebe des Pastors von Poggsee. In Sebastian ist die Liebe etwas Geistgeborenes, aus höchster religiöser Inspiration heraus entzündet, genährt von geistigem und freiestem Wollen, durchgesetzt in sieghaft stürmendem Kampf gegen alles Erdhafte, Naturbestimmte, Schicksalsmäßige. Der Pastor von Poggsee aber ist zunächst nur erblich belastet mit seiner Menschenliebe von Vaters Seite her, und darum naturhaft bestimmt: seine Liebe ist von Anfang an mehr triebhafte Gutmütigkeit, es haftet ihr etwas von der schweren Erde der Marschen an, und darum ist sie auch wieder erdhast strebend — mit starker Sexualität durchsetzt, und die ist, mag sie auch noch so gesund sein, doch immerhin Gebundenheit. Dieser Seelsorger ist der Scholle entstammt, und zur Scholle strebt er auch wieder mit allen Fasern: Landmann zu sein und das Land zu bebauen, ist sein innerstes Sehnen. Und so steht auch der ganze Menschen-schlag, aus dessen Holz er gebaut ist, noch unterhalb einer ganz bewußten,

ganz freien Geistigkeit: „Hier in diesem Lande“, sagt der Pfarrer selbst, „können sie nicht seelisch lieben: sie sind zu schwer und kühlen Herzens dazu.“ Freilich fehlt ihm der unverwüßliche Drang der Seele nach befreiter und geläuterter Geistigkeit durchaus nicht; unter den lähmenden und würgenden Enttäuschungen strebt seine Menschenliebe mächtig, sich frei zu machen von den Schranken der bloß gutmütigen, halb unbewußten Naturanlage, und ganz bewußt, ganz überlegen und lenkend, ganz selbstbeherrscht, also ganz sittlich zu werden. Aber sie bleibt doch immer wieder halb in der kühlen und schweren Erde stecken. Die Tochter, die am reinsten sein Wesen verkörpert, ist „ein gutes und treues Arbeitstier“. Das ist der Gipfel seiner Entwicklung; aber ganz freie und aufrecht über die Erde schreitende Menschen werden solche Arbeitstiere nie. Und weil es der Liebe und dem Leben dieser Menschen an Geistigkeit fehlt, bleibt alles flach und rational; da ist keine Inspiration, da ist kein hinreißender Schwung; selbst wo sie heroisch leiden und sterben, sind sie doch etwas Schwerfälliges wie fallende Erdschollen; und wenn auch alles in ihnen trüchtigt wird, ist es doch die Fruchtbarkeit der dunklen Erde, nicht die der schwebenden Sonnenstrahlen.

So waren diese zwei Menschen und ihre Menschenliebe, der Märtyrermönch und der Marschenpastor, Gegensätze und doch verwandt: sie stehen einander nicht gegenüber wie Ja und Nein, wie Wert und Unwert, sondern beide sind ein Ja, nur der Klang ist verschieden: das eine heroisch und — weltfern, das andere gedämpft, aber weltflüg. In dem breiten Land und unter den schweren, von urwüchsigen Instinkten erfüllten Menschen war der „breite“ Naturmensch Adam Barfood, der auch noch als Seelenhirt mit den Bauern über den Tisch hakelt und Teepunsch trinkt, besser am Plage als das überirdische Meteor vom Wedding. Aber in jedem von ihnen und in beiden zusammen steckt ein gut Stück Lösung des größten aller ethischen Welträtsel. Sie machen uns aufmerksam, daß jeder Mensch seine besondere Art von Liebe hat, deren er fähig ist und die er geben darf, und daß jeder Mensch auch in jeder Zeit seines Lebens seine besondere Art von Liebe braucht.

Wir reden oft von Nächstenliebe, als wäre das ein Allgemeinbegriff, der in beliebig vielen Exemplaren, aber immer in gleicher Weise verwirklicht, gleichsam abgezogen wird von einem Klischee. So wie der Begriff eines Berges oder eines Wassertropfens, der in allen Bergen und Tropfen auf gleiche Weise sich findet. Aber die Liebe ist in jedem liebenden Menschen eine andere; ihr Gehalt an naturhafter Anlage und an bewußtem Willen, an fühlender Wärme oder an kraftvoller, kühler Hilfsbereitschaft, an trunkenem Enthusiasmus oder an überlegender, kluger Ruhe ist immer wieder verschieden von Mensch zu Mensch; in dem einen ist die Liebe die gehorsame Dienerin der Vernunft, getreulich geht sie den Weg der Einsicht und des Gesetzes; in einem andern läuft sie allen Paragraphen voraus, schafft sie selbst ihre eigenen Gesetze und Regeln, die dann freilich nur für diesen Menschen gelten können; es gibt in der Tat eine besondere Ethik für die Außergewöhnlichen, für die Helden, für die Opfernenden, die großen Idealisten der Menschenliebe; ihre Wege können nicht eine Bahn für die Allgemeinheit sein, ihre Beispiele können nicht der Gesamtheit verpflichtend auferlegt werden: sie sind etwas Einmaliges und Einziges. Aber auch der alltägliche Durchschnitt kann diesen Heroen gegenüber nicht zum ge-

rechten Maßstab dienen: ob sie klug handeln oder überspannt, ob sie einer Pflicht folgen oder einem innern unsaßbaren Drange, einem Phantom oder einem Ideal, einem Beruf von oben oder einem eigenen Einfall — das kann nimmermehr die Allgemeinheit oder die öffentliche Meinung entscheiden: das muß in ihnen selbst entschieden sein. Ihre Erscheinung bricht aus unbekannten Tiefen hervor und läßt wie ein plötzlich erscheinender fremder Stern einen neuen Kosmos ahnen. Sie sind die rücksichtslosen Übermenschen der Liebe, die sich einfach verschwenden, die buchstäblich den Mantel hergeben, wenn der Räuber ihnen den Rock nimmt, die nicht ausleihen, sondern nur schenken, die sich dem Bösen nicht entgegenstemmen, sondern es überwinden im Guten, indem sie die glühenden Kohlen unbeirrbarer Duldung und Guttat auf das Haupt des Feindes häufen. Sie glauben alles und hoffen alles wie arglose Kinder und haben doch so wissende Augen, sie überstehen alles ohne Erbitterung und Kleinmut und fühlen doch jeden Stoß und Schlag in der Zartheit ihres Gemüts mit vervielfachter Pein.

Zu solcher Übermenschlichkeit der Liebe reicht bloße Gutmütigkeit der Anlage oder gar naturhafter Trieb nicht aus. Das kann auch durch keine rationalen Erwägungen, durch keine Betrachtung und Einsicht, durch keinen Imperativ der Pflicht und keinen ungestümen Vorsatz geschaffen werden, das ist Inspiration, die sich freilich an höchsten Ideen und Wirklichkeiten geistiger Art, besonders am Gottesgedanken und der Heilandsliebe, an der Seelenschätzung und am Ewigkeitsverlangen entzünden muß; aber ihre Quelle hat sie nicht in diesen Glaubensgedanken — sonst müßte sie in allen Gläubigen hervorbrechen, sondern in einer besondern Berufung, einem Charisma, das aus unerforschlichen Höhen in ihre Seele gesenkt wurde.

Solche Helden einer wundergleichen Liebe können wir also auch nicht nach Belieben erwecken oder gar zu einer alltäglichen Erscheinung machen, die in Massen auftritt. Wir können nur die Kräfte bereitstellen, die sie brauchen, sich daran zu entzünden, und wir können die Hemmungen wegräumen, die ihrer Entfaltung im Wege stehen: der Wust des Herkömmlichen, des Formelhaften. Selbst Organisationen, die der Caritas dienen, können durch den Druck der Sagungen und der Tradition, durch den lähmenden Einfluß der Gewohnheit, der Rücksichten und der Vorsichten die Entfaltung und das Wirken der ganz großen, der schöpferischen Menschenliebe erschweren, ja unmöglich machen, während sie anderseits einen guten Durchschnitt geregelter, praktischer, bis ins Einzelinste und Kleinste verästelter Liebestätigkeit erzeugen. Daher kommt es wohl auch, daß die großen Wunder der charismatischen Liebesbegabung meist im Anfang und Voranfang der Organisationen stehen, die sich um und an sie kristallisiert haben, als Organe der Weiterleitung, welche den überströmenden Geist auffangen und in sparsamen, aber auch geregelten Bahnen weitergeben, und zugleich als Organe des Schutzes, welche die großen überflutenden Quellen hindern, sich allzu verschwenderisch zu verströmen. Auch um den Märtyrer vom Wedding bildet sich alsbald eine Gemeinde von Freunden, Gläubigen und Mitarbeitern, die den Helden aus seiner eigentlichen und ursprünglichen Sphäre der Hinterhöfe und der wüsten Arbeitsstätten herauszuheben beginnt, um ihn zum Führer, zum Organisator, zum Vater und Herrn zu machen; er sollte aber doch nur den Beruf des Dieners erfüllen. Seine Gemeinde isoliert

ihn wie eine schützende Schicht von dem kalten und leeren Raume, in den er sich verströmen wollte; damit wird ein gut Teil der ungeheuren Opfertragik wieder aufgehoben, die doch eigentlich der Beruf des Charismas ist, und sein Wirken in das ruhige, breite und bequeme Bett der Organisation geleitet, in dem allerdings auch seine Erfolge, wenigstens im Bereich der Sichtbarkeit, ungleich größer und weitertragend sein können. So werden Freunde und Widersacher den schöpferischen Menschen in gleicher Weise gefährlich: beide suchen ihre herrliche, ungestüme Ursprünglichkeit wieder einzufangen in das Geregelte und Gewöhnliche, und doch sollten gerade solche Wunder, die alles Gewohnte durchbrechen, den eigenen Gesetzen ihres Wesens und ihrer Form folgen, ja sie ungehemmt ausleben dürfen, selbst wo sie den gemeinen Anschauungen oder gar den für die Allgemeinheit geltenden Gesetzen zuwiderhandeln.

Es ist allerdings zu befürchten, daß auch Schwarmgeister, daß der Geist eines eiteln und falschen Subjektivismus und eines zügellosen Libertinismus sich ähnliche Freiheit und bevorrechtete Selbstgesetzlichkeit anmaßt, und es ist begreiflich, wenn der Großinquisitor Dostojewskis dem wiedererscheinenden Christus mit Verdacht und Mißtrauen entgegentritt. Aber wir haben ja ein untrügliches Kriterium: An den Früchten werdet ihr sie erkennen. Freilich unter diesen Früchten dürfen wir nicht immer gleich die äußerlich sichtbaren und fühlbaren Nützlichkeitswirkungen ihres Auftretens verstehen; diese Wirkungen reifen nicht immer oder nur sehr langsam und haben meist in ihrem ersten Keimen und Blühen ein so seltsames Aussehen, daß wir sie nicht erkennen. Es sind vielmehr die innern Früchte, die dem Helden der Liebe seine Rechtfertigung geben vor seinem Gotte und seinem Gewissen: Wenn der Geist, der ihn treibt, ihn wirklich unabhängig macht von seinem eigenen Ich, von dem Stoffe und von den Sinnen, ihn wirklich ganz selbstlos und dienmütig macht. Wer in voller Freiheit von sich selbst über sich hinausdenken und hinauswirken kann, der darf auch sich auswirken, ja ausleben nach eigensten Formgesetzen. In solchen Menschen allein wird die uralte Ahnung erfüllt und bestätigt, daß es selbstherrliche Geister gebe, die sich selbst die Gesetze ihres Handelns vorschreiben. Man hat oft gemeint, die Genies des Wissens oder der Kunst seien solch freie Menschen und dürften, ja müßten ihre eigenen Lebensgesetze haben: die Enttäuschung blieb niemals aus. In Wirklichkeit sind es nicht die Genies, sondern nur die Heroen, und zwar nicht die Heroen der Gewalt, sondern die Heroen der Liebe und damit auch der Religion.

Warum sind aber solche Wunder der Freiheit und des Schenkens so selten? Warum werden nicht viele, nicht alle Bekenner und Jünger Jesu von übermächtiger Gnade zu solcher Höhe emporgerissen? Weil das Wunder als alltägliche Erscheinung der Menschheit nicht zum Guten gereichen würde! Sie ertrüge solche Liebe nicht. Sie erträgt überhaupt nichts schwerer als die Liebe. Es gehört immer eine hohe sittliche Reife, eine große Reinheit und Kraft dazu, eine wohlthuende Liebe in rechter Weise zu empfangen und durch die empfangene Liebe besser, nicht schlechter zu werden. Das ist ja die furchtbare Versuchung aller, die den Armen, den Kranken, dem Volke, den Seelen dienen wollen: die einen werden durch alle Liebe, die man ihnen erweist, nur noch anmaßender, rücksichtsloser, unverschämter; sie mißbrauchen, was ihnen ge-

schenkt wird; und so kann auch dem edelsten Menschenfreund sich unausweichlich der Gedanke aufdrängen, ob es nicht besser wäre, die Menschen ausschließlich mit der Hundepeitsche zu dressieren; ja es ist denkbar, daß es Menschen gibt, die durch keine Liebe, auch nicht durch die Liebe Gottes, gerettet werden können: für sie gibt es dann überhaupt kein Heil; denn Gottes, des Allmächtigen, größte und letzte Allmacht ist die Liebe. Andere werden durch empfangene Liebe nur träge und unselbständig: sie klammern sich an die ihnen wohlthuenden Menschen, um sie für sich allein zu besitzen und auszusaugen; sie werden eifersüchtig und engherzig. Liebe in großem Ausmaß oder gar in schrankenloser Fülle kann eigentlich nur ein ganz gesunder und ganz heiliger Mensch vertragen. Menschen, deren Gesinnung nur sinnlich oder tierisch und brutal ist, oder deren Seelenleben krankhaft ist, oder auch Menschen von leichtem und schwachem Charakter dürfen das Wohlthuende und Beglückende der Nächstenliebe nur in sparsamster Menge zu kosten bekommen: die Liebe, die sie alltätig brauchen, muß mehr eine erzieherische und gebieterische sein; sie muß wohlberechnet und klug, entschieden und streng, ja zuweilen geradezu grausam sein, wo es die kindische oder tierisch selbstsüchtige Art des Zöglings verlangt; sie darf sich seinen Launen, seinem Eigensinn, seiner Herrschsucht, seiner Ausbeutungslust nicht fügen. Sie muß sich selbst schützen gegen seine Dummheit und Bosheit. Solche Menschen sollen wie die Kinder nur sehr sparsam mit Liebkosungen, aber um so ausdauernder mit Geduld und eherner Festigkeit, mit tätigem Wohlwollen, aber auch mit gleichmäßiger leidenschaftsloser Ruhe behandelt werden.

Und die Menschen, die solche Behandlung brauchen, bilden die große Mehrheit. Also wird auch die Liebe, die wir alltätig brauchen, die das soziale Leben und die Erziehung einer untermenschlichen Menschheit nicht unmöglich macht, sondern fördert, eine sehr kluge und überlegende, eine geregelte und regelnde Liebe, eine Herrscher- und Führerliebe sein müssen. Nicht eine schrankenlos und rücksichtslos hinströmende, charismatische Liebe, die sich verschwendet an Gute wie an Böse, die wie Sonnenschein über das Land hinläuft, ohne Rücksicht zu nehmen, ob sie Wüsten bescheint oder Fruchtländer! Für den alltätigen Gebrauch ist uns die wissende Liebe nötiger als die tapfere, die geniale ist wichtiger als die bloß heroische. In jedem Falle aber ist die rechte Liebe individuell bestimmt durch die Eigenart der Menschen, die in Liebe zueinander treten; sie ist eine Funktion unendlich vieler, stetig veränderlicher Wirklichkeiten, und so kann ihr Wesen, ihr Umfang und ihre Methode nicht nach einer allgemeinen Regel abgeleitet werden.

Was richten also die Heroen der Liebe aus? Werden sie ganz umsonst geopfert? Die Naturgesetze des Weltlaufs — und auch die psychischen, sozialen und politischen Gesetze sind Naturgesetze — können sie allerdings nicht ändern oder gar aufheben. Die sozialen und politischen Zustände, unter denen die Menschen und die Völker leben, arbeiten und leiden, können die Helden der Liebe nicht wesentlich umgestalten; sie können die Armut und das Leid und die Sünde nicht von der Erde verbannen; sie können den Leidensweg der Menschheit nicht abkürzen, ihre innere Reifung und Läuterung nicht merklich beschleunigen; gewiß lindern sie manches Leid und verbreiten einen Schimmer von Freude, aber auch ihre Werke lösen sich alsbald von ihnen ab und ver-

fallen; sie ändern an dem irdischen Schicksal der Menschheit so wenig wie die Frühlingsblumen an dem Gange der Gestirne und der Jahreszeiten ändern. Und doch ist ihre Bedeutung und Aufgabe unfassbar groß. Sie sind ein Erweis höheren Lebens, und wie alle lebendigen Geisteskräfte durchbrechen sie für einen Augenblick den eisernen Gang der Natur und erheben sich über ihre furchtbare Notwendigkeit wie ein Wunder. Sie sind die Ränder und Gleichnisse einer ganz überirdischen Freiheit, Reinheit, Güte, einer ganz andern Welt, die mit irdischem Nutzen, mit unsern Diesseitserwägungen und zeitlichen Maßstäben nichts zu tun hat. Und so haben sie auch die Beweiskraft von Wundern; sie haben sogar eine stärkere Überzeugungskraft als Totenerweckungen und Weissagungen. Solche Menschen außerordentlicher Liebe vermöchten wohl allein die entchristlichten Massen von heute wenigstens teilweise wieder zurückzuführen zu Glauben und kirchlichem Gehorsam. Jedenfalls aber sinnbilden und vorbedeuten sie ein kommendes Reich jenseits dieser Welt, in dem Gott ganz allein und selig herrscht, in dem die Liebe aller und zu allen sich schrankenlos verströmen darf.

Und diese Ahnung einer Welt der reinen und absoluten Liebe verbreitet auch schon in unsrem irdischen Bereich eine gewisse Helligkeit. Sie zeigt uns allen das eigentliche Ideal und die Richtung, die dahin führt. Sie läßt uns nicht einschlafen in Selbstgerechtigkeit über unsern Sagenen, Paragraphen und Traditionen. Sie stachelt und beunruhigt immer wieder unsern flachen Rationalismus und dient uns als strenge Gewissenserforschung, damit wir doch über aller Klugheit, Berechnung und Mäßigung nicht vergessen, daß die Liebe doch das Höchste ist, und daß alle Liebe schließlich doch auf andere geht. Wir sind ja immer in Gefahr, daß wir durch unsre noch so berechnigte Klugheit feig werden, daß unsre Vorsicht selbstisch wird; wir vergessen allzu leicht, daß es nur einen wahren und echten Beruf für uns gibt: Einer sei des andern Helfer, einer trage des andern Last! Wir vergessen, daß wir nur im Interesse anderer, also im Auftrag der Liebe, das Recht haben, ein Schwert zu führen und mitunter hart, ja grausam zu sein, daß nur die Liebe zu ändern, nicht zu uns selbst uns den Krieg und das Gericht und die Strafe erlauben kann. Eben darum haben wir die öffentliche Gewalt, das Gesetz und das Recht eingeschaltet zwischen uns und den Nächsten, damit ein anderer als das eigene, selbstfüchtige und leidenschaftliche Ich die schmerzliche Notwendigkeit des Wehrens und des Schlagens erfülle. Aber alle unsre ausgeklügelten Systeme und Einrichtungen, unsre Gesetze und Gerechtigkeiten, alle unsre Überlegung und Kasuistik kann nicht verhindern, daß viele, viele Menschen um die Liebe kommen, die sie brauchen, ja die ihnen gebührt, daß ihnen also Unrecht geschieht. So wie alle unsre Systeme der Güterverteilung und wenn sie noch so gerecht wären, nicht die ungerechte Armut aus der Welt schaffen können. Die Rechnung geht eben überhaupt nicht in einer rationalen Größe auf, sie enthält einen irrationalen Faktor, und das ist eben die Notwendigkeit der charismatischen Liebe.

Darum muß ein Tropfen von dem reinen und starken Weine der charismatischen Liebe, der sich opfernden, frei verströmenden Hingabe eingehen in alle Seelen, Genossenschaften und Werke der Menschen, soviel als eben die seelische Kraft derer, die schenken und führen, und derer, die geschenkt und geführt werden sollen, gestattet. Und es ist die schwere Aufgabe, die jeder Christ

für sich selbst und in seinem Kreise und im Verhältnis zu den Menschen, die ihm begegnen, lösen muß: Wieviel kann und wieviel darf ich hier geben von jener Liebe, die ein Wunder ist und eine Durchbrechung aller Naturgesetze? Eine schwere Aufgabe, und es braucht ein Genie, sie in annähernd vollkommener Weise zu lösen! Ein liebendes und zugleich weltoffenes Gemüt, eine warme und innerlich reiche Seele, ein feines Empfinden, das von echter Vornehmheit des Charakters zeugt, und zugleich ein starkes und kühles Wollen — all das gehört notwendig zu den Charakterzügen einer solchen Genialität.

Es ist ungefähr der Geist, der dem jetzigen Abt von St. Bonifaz in München, P. Bonifaz Wöhrmüller O. S. B., sein Buch über „das königliche Gebot“ eingegeben hat. Auch das ist eine Dichtung über die Liebe, in lehrhaften, aber anmutig besinnlichen Lesungen, das Werk einer Dichterseele von wundervoller Zartheit und dabei ganz lebensmächtig, praktisch und klug. In diesem Buche erscheint die Liebe als ganz vergeistigte, ganz aus Gott geborene Macht — im Unterschied von dem Buche des dithmarsischen Frenssen. Aber auch im Gegensatz zu der Märtyrergeschichte Herwigs ist es hier nicht die ungebändigte, alles Irdische verzehrende Flamme rücksichtslosen Heldentums, sondern eine stille und feine, bis zum äußersten beherrschte Macht, die aber darum einzugehen vermag in alle Falten des täglichen Kleinlebens, die wirklich Gemeingut aller liebefähigen und liebebedürftigen Menschen werden kann.

Aber wehmütige Schatten des Ungenügens und Unvermögens liegen auch noch auf dieser Liebe. Erst in einer Welt, in der die schrankenlose und bedenkenlose Liebe allein herrscht und herrschen darf, erst in ihr wird es keinen Mangel an Liebe, keine Kränkung und Schädigung durch Liebe mehr geben. Mag darum das wunderbare Charisma, das in nächtlichen Stunden über dem trostlosen Wedding dieser Erde aufleuchtet, hier und dort, immer wieder ausgelöscht werden von den aufzüngelnden Finsternissen, mögen auch die Helden der Liebe immer wieder zu Märtyrern der Liebe werden, die scheinbar nutzlos erschlagen, gekreuzigt, verbrannt und zerrieben werden — umsonst sind sie nicht. Denn sie sind wie ein Stückchen Blau, das die kalte, schwere Bleidecke eines Winterhimmels durchbricht und uns zeigt, daß es doch eine Sonne gibt und daß sie noch kommen und herrschen wird, und daß es gilt, ihr den Weg zu bereiten. Sie zeigen uns, daß die Liebe das Höchste ist, aber in ihrer schönsten und reinen Form etwas Jenseitiges, das wir hienieden meist nur in gedämpftem Widerschein schauen und nur in Bruchstücken verwirklichen dürfen. Ob aber einer ein Held oder ein Genie der Liebe ist, immer ist er die schönste und wahrste Offenbarung Gottes und trägt damit seinen Wert und seinen Erfolg in sich, so wie Gott selbst, unabhängig von allem Wirken nach außen und hienieden; er ist ein gottähnliches Wesen, und eine andere Größe gibt es ja nicht. Und wenn er auch nicht alle Vollkommenheit der Liebe zu umspannen vermag, auch so offenbart er Gott in seiner Einzigkeit: denn Gott allein, der Unbegreifliche, ist zugleich der Heros und das Genie der Liebe.

Peter Lippert S. J.